

Was hat das Micoquien mit dem Jabrudien zu tun?

Bemerkungen zu einem Kongress in Haifa

von Jürgen Richter, Köln

Abstract: For many decades of research, certain technological and typological similarities seemed to indicate a cultural relationship between “Yabroudian” and “Micoquian” – two principal cultural units of the Palaeolithic. In fact, such a relationship never existed. Both terms owe their existence to a single kind of academic error: They were understood as complete cultural entities, but, in reality, they are fragments (mere partitions) of much larger cultural entities. These entities are the „Micoquian/M.M.O.“ of Central Europe and the „Mugharan“ of the Near East. „Micoquian/M.M.O.“ and „Mugharan“ are clearly separated from each other by space and time.

„Was hat das Micoquien mit dem Jabrudien zu tun?“ – so fragten die Veranstalter die 1996 zu einem Kongress in Haifa geladenen Experten (Ronen und Weinstein-Evron 2000).

Die Kongressbeiträge sind nun in einem Band mit 16 Aufsätzen erschienen. Die Beiträge gliedern sich in drei Gruppen. Die erste Gruppe (Teil I: Setting) bietet Überblicke zum Forschungsstand jeweils einer Region, darunter zum Mittelpaläolithikum in Deutschland (Conard & Fischer), in der Elb-Saale-Region (Mania), in Ungarn (Dobosi), in Mähren (Oliva), in Tadschikistan (Ranov & Schäfer). Diese Beiträge mit regionalen Schwerpunkten gehen in ihrem jeweiligen Aufbau und Blickwinkel über das Kongreßthema hinaus. Sie enthalten aber trotzdem Wissenswertes zum Micoquien, das der Leser sich freilich selbst heraussuchen muss. In Teil II des Bandes stehen unter dem Titel „The Yabrudian“ die Fundstellen von Tabun und Jabrud im Vordergrund (Beiträge von Copeland, Sifroni/Ronen, Tsatskin, Vishnyatsky). In Teil III „The Micoquian and Quina“ überwiegt wieder ein regionaler Fokus, mit Beiträgen über Polen (Burdukiewicz), Mähren (Valoch), Ungarn (Ringer) und Frankreich (Rolland) und mit einem Vorbericht über die polnische Fundstelle Zwolen (Schild et al.). Besonders aufschlussreich sind die Diskussionen zu einzelnen Kongressbeiträgen, die dem vorliegenden Band eine Portion Lebendigkeit verleihen.

Beiträge und abgedruckte Diskussionen fügen sich zu einem Bild großer Verwirrtheit und Ratlosigkeit der Paläolithforscher am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Verwirrtheit ergibt sich aus einem babylonischen Sprachengewirr von Definitionen. Nicht einmal über die Epochenbegriffe Altpaläolithikum und Mittelpaläolithikum besteht Einigkeit, und auch die Kriterien, nach denen ein Epochenbegriff, ein Kulturbegriff, ein Faziesbegriff oder ein Typbegriff zuzuschneiden ist, bleiben strittig. Die Ratlosigkeit ergibt sich vor allem aus einer zuweilen radikal regionalen und deskriptiven Perspektive, die die Behandlung übergreifender Fragen und den Vergleich unterschiedlicher Räume und Zeiten behindert.

Wie ein roter Faden zieht sich die uneinheitliche Verwendung der Begriffe „Micoquien“ und „Quina“ durch den Band, so als wären längst gewonnene Erkenntnisse gegenstandslos.

„Micoquien“

Zunächst zum Thema „Micoquien“: Warum wird G.Bosinskis „Micoquien“-Begriffsklärung von 1968 immer noch nicht international akzeptiert? In Mitteleuropa ist sie längst Standard, und, wie weiter unten zu berichten sein wird, konnte sie noch weiter präzisiert werden. Danach dürfte der Begriff „Micoquien“ (und synonym „Keilmessergruppen“, „Pradnikien“, „Micoquo-Pradnikien“) nur noch für denjenigen Zeithorizont des west- und mitteleuropäischen späten Mittelpaläolithikums verwendet werden, der durch eine Kombination beidflächig formüberarbeiteter Werkzeuge mit meist plan-konvexen Arbeitskanten charakterisiert ist, darunter Keilmesser mit einfacher und winkliger Arbeitskante, Halbkeile, schmale Faustkeilblätter, breitreieckige Faustkeilblätter, Fäustel und blattförmige Schaber – äußerst selten auch Faustkeile. Nebenbei bemerkt: Faustkeile, auch die bekannten „Micoque-Keile“, kommen im gesamten Mittelpaläolithikum vor, sind also kein entscheidendes Charakteristikum des Micoquien.

Hält man sich an Bosinskis Definition, dann landet man nach heutigem Kenntnisstand in der letzten Kaltzeit (nach meiner Meinung sogar noch genauer in der Zeit zwischen 60.000 und 40.000 B.P.). Jede andere Verwendung erweitert den Micoquien-Begriff auf ein „Mittelpaläolithikum mit bifaziellen Werkzeugen“ und führt dann zur Zuordnung zeitlich, räumlich und formenkundlich weit auseinanderliegender Inventare und zur Vermengung mit Inventaren des Jungacheuléen.

Es ist verständlich, dass manche Forscher angesichts des terminologischen Chaos einen neuen Begriff für das Micoquien im Sinne Bosinskis wünschen. Das von D.Mania mit Bezug auf die Funde von Königsau eingeführte Synonym „Keilmessergruppen“ (Conard & Fischer in: Ronen/Weinstein-Evron 2000) würde den Blick aber auf eine einzige mutmaßliche Leitform einengen, die einerseits auch schon im Altpaläolithikum vorkommt (um 400.000 in Bilzingsleben!), andererseits selbstverständlich nicht in jedem Micoquien-Inventar vorhanden sein muß.

Mit der Reduktion auf wenige Merkmale ist das Micoquien nicht zu fassen. Vielmehr kommt zu den genannten formüberarbeiteten Werkzeugen noch die Kombination mit einer Reihe anderer Attribute. Dazu gehören zum Beispiel mikrolithische Werkzeuge und verschiedene Blattspitzen, der laterale Schneidenschlag („Pradnik-Technik“), der terminale Schneidenschlag, die Verdünnung der Werkzeugkanten und -enden, die Anwendung verschiedener komplexer Symmetrien, das „plan-konvex/plan-konvexe“ Konzept der Formüberarbeitung, die gezielte Verwendung spezieller Rohmaterialien (z.B. Plattenhornstein), sowie die Anwendung des Quina-Konzeptes (im älteren Micoquien) und des Levallois-Konzeptes (im jüngeren Micoquien) für die Grundformenproduktion. – Übrigens wird im vorliegenden Band auch wieder die Meinung wiederholt, die sich hartnäckig in der Literatur hält, im Micoquien gäbe es kein Levallois-Konzept. Das ist falsch: Der weitaus größte Teil der Micoquien-Inventare enthält neben der bifazialen Komponente eine Grundformenproduktion nach der wiederholt-zentripetalen und wiederholt-parallelen Levalloismethode. Nur bei den wenigen Inventaren des möglicherweise älteren Micoquien ist dies nicht der Fall, hier überwiegt die Grundformenproduktion nach der Quina-Methode. Solche Inventare gehören wahrscheinlich in eine Zeit (Übergang Stadium OIS 4/OIS 3), in der auch im französischen Moustérien das Quina-Konzept häufiger als das Levallois-Konzept angewandt wurde.

Naturgemäß sind nicht alle Merkmale in jedem Inventar verwirklicht. Es konnte anhand der Inventare aus dem G-Komplex der Sesselfelsgrötte gezeigt werden, dass „Initialinventare“ oft nur Moustérien-Merkmale enthalten, und dass erst „Konsekutivinventare“ (Inventare, die auf eine längere Belegungsdauer oder größere Belegungsfrequenz zurückgehen) die formüberarbeiteten Werkzeuge und damit die typischen Micoquien-Merkmale regelmäßig und in großer Zahl enthalten (Richter 1997, 206–209). Die (mitteleuropäischen) Moustérien- und Micoquien-Merkmale gehören (in der Zeit zwischen 60.000 und 40.000) also zu demselben kollektiven „Konzeptreservoir“ (zum Begriff des „Konzeptreservoirs“: Weißmüller 1995, 29), sind Ausprägungen derselben kulturellen Einheit, bei der es sich somit eigentlich um ein „M.M.O.“ („Moustérien mit Micoquien-Option“) handelt. Dem mitteleuropäischen M.M.O. steht als westeuropäische Parallelscheinung das zeitgleiche MtA gegenüber. Die Parallelität geht so weit, dass die einflächige

Komponente des mitteleuropäischen Micoquien/M.M.O. zwischen 60.000 und 40.000 dieselbe Entwicklung durchmacht wie das westeuropäische Moustérien. Micoquien/M.M.O. und MtA spielen, jedes für sich, eine wichtige Rolle bei der „Jungpaläolithisierung“. Aus dem späten MtA entsteht das frühjungpaläolithische Châtelperronien, und das späte Micoquien/M.M.O. bildet die Basis für verschiedene Klingen- und Blattspitzenfazies, die den Übergang zum Jungpaläolithikum Mitteleuropas charakterisieren.

Das Micoquien/M.M.O. ist wohl nicht, wie A.Ronen (im vorliegenden Band, 234) vermutet, eine Akkulturationserscheinung zwischen einem westeuropäischen, reinen Moustérien und einem osteuropäischen reinen Micoquien. Nein, ich meine das „reine“ (Non-Levallois)-Micoquien (als Gegensatz zum Moustérien) ist eine Fiktion. Deshalb möchte ich meinen etwas unhandlichen Terminus „M.M.O.“ auch nicht als weiteren, neuen Ordnungsbegriff anbieten, sondern durch die Wortkette „Micoquien/M.M.O.“ ausdrücken: Das (gesamte) Micoquien ist in Wirklichkeit ein „M.M.O.“. „Micoquien/M.M.O.“ soll heißen: „Micoquien im Sinne von M.M.O.“.

Das Micoquien/M.M.O.-Phänomen kommt nicht durch Reduktionsprozesse zustande – nicht dadurch, dass einflächige „Moustérien“-Werkzeuge immer weiter zu formüberarbeiteten „Micoquien“-Werkzeugen umgearbeitet würden (Conard & Fischer im besprochenen Band, 11), sondern einfach dadurch, dass im Laufe eines Landnutzungszyklus formüberarbeitete Werkzeuge zunehmend häufiger verwendet werden. Kantenbearbeitete Werkzeuge und formüberarbeitete Werkzeuge stammen ja aus zwei ganz unterschiedlichen Produktionswegen (Richter 1997, 136–209) – die einen wurden als Abschlaggeräte nach dem Quina- und Levallois-Konzept, die anderen zumeist als Kerngeräte aus Hornsteinplatten und -fladen hergestellt. Gerade die Tatsache, dass ein- und dieselbe Menschengruppe eben über zwei grundverschiedene Produktionswege verfügte, hatte zuvor den Blick für den Zusammenhang zwischen „Moustérien“ und „Micoquien“ verstellt. – Und was ist das für ein Zusammenhang?

Unter „Moustérien“ verstehen wir mittelpaläolithische Abschlagindustrien mit kantenretuschierten Werkzeugen, darunter vor allem Schaber, aus der Zeit zwischen 300.000 und 30.000 Jahre vor Heute in einem Raum, der Europa und den Vorderen Orient umfasst. Für den genannten Raum ist der Begriff „Moustérien“ sehr weitgehend gleichbedeutend mit „Mittelpaläolithikum“. Die einzelnen kantenretuschierten Werkzeugformen des Moustérien sind innerhalb seines gesamten Geltungsbereiches austauschbar. Sie bilden damit innerhalb dieses Geltungsbereiches einen „fond commun“. Dass innerhalb des Saale-Komplexes Inventare, die neben kantenretuschierten Werkzeugen auch formüberarbeitete Werkzeuge enthalten, als „Jungacheuléen“ ausgegliedert werden, während derselbe Tatbestand im weichelzeitlichen Zusammenhang zum Beispiel als „Moustérien de Tradition Acheuléenne“ (MtA) klassifiziert wird, hat rein forschungsgeschichtliche Gründe.

Parallel zum Moustérien und MtA Westeuropas gibt es in Mitteleuropa ein „Micoquien/M.M.O.“. Zum Repertoire des M.M.O. gehören neben den üblichen kantenretuschierten Werkzeugen des Moustérien auch besondere formüberarbeitete Werkzeuge und – nebenbei bemerkt – auch zusätzliche, besondere kantenretuschierte Werkzeuge (die „Mikrolithen“). Im Raum und Zeitraum des Micoquien/M.M.O. scheint es kein eigenständiges (Non-M.M.O.) „Nur-Moustérien“ gegeben zu haben. Bei den in diesem Raum als „Moustérien“ klassifizierten Inventaren zwischen 60.000 und 40.000 wird es sich wohl in Wirklichkeit um Initialinventare, oder neutraler ausgedrückt um Fazies-Ausschnitte, des Micoquien/M.M.O. handeln.

Fassen wir zusammen: Das Micoquien/M.M.O.-Modell postuliert wirklich ein „one and the same“ (Conard & Fischer in: Ronen/Weinstein-Evron 2000, 11), aber nur für den Zeitraum zwischen 60.000 und 40.000 und für das Verbreitungsgebiet zwischen Bockstein und Ciemna/Kulna und zwischen Lichtenberg und Sesselfelsgrötte. Der Geltungsbereich des Micoquien/M.M.O. bildet einen Teil im viel umfassenderen Geltungsbereich des „Moustérien“ (zu Moustérien/Micoquien vgl. Freund 2001).

Zur chronologischen Einordnung des Micoquien/M.M.O. ist zu sagen: Sein Vorhandensein ist nur im Zeitbereich zwischen 60.000 und 40.000 mit einiger Sicherheit nachgewiesen, vor allem im G-Komplex der Sesselfelsgrötte, in Lichtenberg und in der Kulna-Höhle. Das Vorhandensein in der Zeit zwischen

80.000 und 60.000 ist nicht auszuschließen und wird für einige Fundstellen beansprucht, jedoch mit weitaus geringerer Beweiskraft (vgl. Richter 2002). Alle älteren Datierungen (vor 80.000) beruhen entweder auf den oben skizzierten, nachteiligen Erweiterungen des Micoquien-Begriffes, oder auf überholten Forschungsständen.

„Quina“

Wie steht es nun mit dem Begriff „Quina“? Er tritt, soweit ich sehe, in drei verschiedenen Bedeutungszusammenhängen auf, nämlich „Quina-Moustérien“, „Quina-Retuschierung“ und „Quina-Konzept“.

Das „Quina-Moustérien“ oder „Moustérien vom Typ Quina“ ist eine formenkundliche Klassifikation für mittelpaläolithische Inventare mit besonders vielen Schabern, unter denen einfache Schaber, Breitschaber und Steilschaber überwiegen, im Gegensatz zum Moustérien vom Typ Ferrassie, in dem auch die Schaber die häufigste Werkzeugklasse bilden, wobei jetzt Winkel- und Spitzschaber häufig sind. „Quina“ und „Ferrassie“ bilden zusammen die schaberreiche Variante des Moustérien, die auch als „Charentien“ zusammengefasst wird. Ein Quina-Moustérien scheint immer dann zustandezukommen, wenn die Grundformenproduktion viele dicke, quere Abschlüge mit meist nur einer langen scharfen Kante lieferte. Das ist vor allem dann der Fall, wenn die Grundformenproduktion dem Quina-Konzept folgte, ist aber auch bei Grundformen denkbar, die dem Diskoiden Konzept oder dem Trifazialen Konzept entstammen.

Solche dicken Grundformen haben oft steile Kanten und bedürfen deshalb einer besonderen, schärfenden Retuschierung, die als „Quina-Retuschierung“ bekannt ist. Hierbei wird die Arbeitskante eines Werkzeuges mehrzeilig bearbeitet, und zwar in der Weise, dass zunächst eine erste, steilere Retuschierung angelegt wird, die dann durch eine zweite und vielleicht dritte, weniger steile Retuschierung zurückgelegt wird. Im Ergebnis entsteht in unmittelbarer Nähe zur Kontur der Arbeitskante ein Winkel, der spitzer ist als der Ausgangswinkel, den die unretuschierte Kante zuvor aufwies. Es ist also eine Art, eine relativ stumpfe, unretuschierte Artefaktkante zu einer schneidenden Arbeitskante zuzuschärfen. Ganz im Gegensatz dazu führt eine normale Schaberretuschierung zu einem Kantenwinkel, der steiler ist als der Ausgangswinkel. Die Quina-Retuschierung kommt innerhalb des Quina-Moustérien recht häufig vor, ist aber aus naheliegenden Gründen nicht auf dieses beschränkt, sondern tritt überall da auf, wo es um die retuschierende Zugschärfung der Arbeitskanten dicker Abschlüge geht.

Das „Quina-Konzept“ ist eine grundsätzliche Art und Weise, innerhalb eines Rohstückes abbaufähiges Volumen für den Grundformenabbau anzuordnen. Das Quina-Konzept lässt sich am besten verstehen, indem man die verschiedenen Auffassungen vom abbaufähigen Volumen anderer Konzepte vergleicht (Abb.1): Beim Diskoiden Konzept wird eine Schnittebene durch die Mitte des Rohstückes gelegt, welche das abbaufähige Volumen in zwei gleiche Teile gliedert. Der Grundformenabbau erfolgt zu gleichen Teilen oberhalb und unterhalb der Schnittebene. Beim Levallois-Konzept wird die Schnittebene nicht genau in der Mitte des Rohstückes angelegt, sondern etwas oberhalb oder unterhalb, so dass zwei ungleiche Teile entstehen. Nur der eine der beiden Teile wird als abbaufähiges Volumen angesehen – der andere dient lediglich zur Präparation der Abbaufäche. Beim Trifazialen Konzept werden drei Schnittebenen zu einem Prisma geordnet; abgebaut wird nur in den äußeren Volumenteilen, jeweils oberhalb der Schnittebenen. Beim Quina-Konzept schließlich liegt die Schnittebene im peripheren Drittel des Rohstück-Volumens, und der Abbau erfolgt, serienweise wechselnd, ober- und unterhalb der Schnittebene, wobei die obere Abbaufäche parallel zur Schnittebene liegt, während die untere Abbaufäche spitzwinklig zur Schnittebene liegt. Sobald die Abbauwinkel eine kritische Grenze unterschreiten, wird der Kern entweder verworfen oder neu konzipiert, indem – nach gleichen Kriterien – eine neue Schnittebene gesucht wird. Viele Abschlüge, besonders jene von der unteren Abbaufäche, haben dreieckige (keilförmige) Längsschnitte und große Schlagflächenreste. Insgesamt entstehen sehr unterschiedliche Grundformen, von klingenartigen Stücken bis zu extrem quereiten, kurzen Abschlügen. Dies wirkt sich bei der Verarbeitung der Grund-

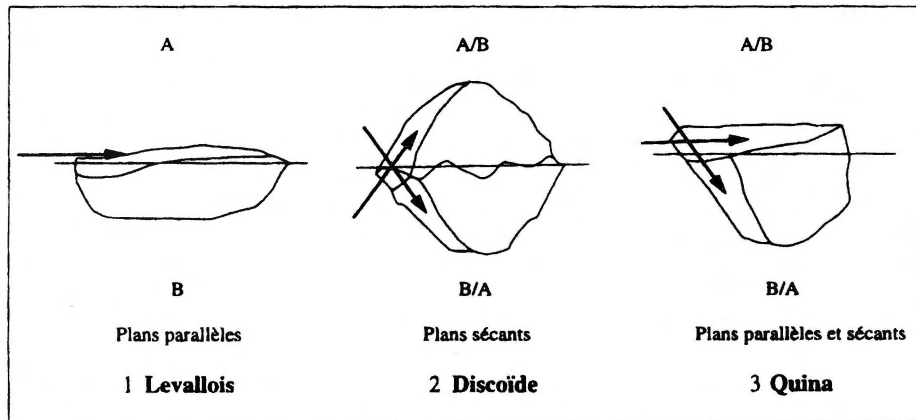


Abb. 1. Levallois-Konzept, Diskoides Konzept und Quina-Konzept der mittelpaläolithischen Grundformenherstellung. Quelle: L. Bourgignon 1998, fig. 2, S. 251.

formen zu Werkzeugen aus: Die der Schlagrichtung entsprechende technologische Achse wird nicht automatisch zur Symmetrieachse des späteren Werkzeugs (wie es besonders beim Levallois-Konzept der Fall ist), vielmehr wird sie völlig frei gedreht. Der Umriss der Quina-Grundform wird ohne Rücksicht auf die technologische Achse in den konzipierten Werkzeugumriss hineingelegt. So – und nicht durch Reduktion wie H. Dibble meint – entstehen beispielsweise die typischen Breitschaber. Schaber mit mehreren Arbeitskanten (Doppelschaber, Konvexschaber, Winkelschaber) und Spitzen sind dagegen in einem Inventar, das auf Quina-Grundproduktion aufbaut, selten, weil die meisten Abschläge eben nur eine Kante besitzen, die zur Arbeitskante retuschiert werden kann. Das Quina-Konzept bestimmt damit einerseits die Werkzeugproportionen in einem Inventar (weil es die Vielfalt möglicher Werkzeugtypen in einer bestimmten Weise begrenzt), und andererseits führt es zu einem höheren Anteil von Arbeitskanten mit Quina-Retuschierung (weil es Kanten schafft, deren Winkel durch Retuschierung flacher gestaltet werden müssen).

Für das Moustérien vom Typ Quina und für die Quina-Retuschierung bedeutet dies, dass die Kriterien, die den beiden Begriffen zugrundeliegen (ein bestimmtes Verhältnis der Werkzeuganteile, besonders einschlägiger Schaberformen, und eine bestimmte Retuschierart), eben nicht „kultureller“ Natur sind, sondern Folgeerscheinungen bestimmter Konzepte der Grundformenproduktion, vor allem des Quina-Konzeptes darstellen. Die Klassifikationen „Moustérien vom Typ Quina“ und „Quina-Retuschierung“ sind also als Symptome dafür anzusehen, dass in einem Inventar mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Grundproduktion nach dem Quina-Konzept vorliegt.

Die Dissertation von L. Bourgignon liefert inzwischen die Merkmale, mit denen sich das Quina-Konzept umfassend beschreiben und nachweisen lässt. Es existierte zum Beispiel um 280.000 B.P. in La Micoque C3, um 200.000 B.P. in Jabrud, um 140.000 B.P. in Zuttiyeh und um 60.000 B.P. in Combe-Grenal (Bourgignon 1997, 37). Kein Zweifel: Hinter dem Quina-Konzept steckt keine Jahrhunderttausende überdauernde Tradition, sondern es war Gegenstand mehrfacher Wieder-Erfindungen innerhalb des Mittelpaläolithikums. Will man die Umstände betrachten, unter denen es verwendet wurde, muss man sich folgerichtig auf zeitlich und räumlich zusammenhängende Fundplatzgruppen konzentrieren, denen das Quina-Konzept eigen ist. Genau dies tut N. Rolland (im vorliegenden Band, 209–220) für die Vorkommen des „Moustérien vom Typ Quina“ – das „Quina-Konzept“ nach Bourgignon kennt er noch nicht – in Aquitanien (um 60.000 B.P.) und im Maas-Tal (um 40.000 B.P.). Für N. Rolland ist das „Moustérien vom Typ Quina“ in den von ihm untersuchten beiden Fallbeispielen das Ergebnis extrem kalter Umweltbedin-

gungen, reduzierter Mobilität, hoher Materialausnutzung und der Notwendigkeit zur Herstellung groß dimensionierter Schneidekanten.

„Jabrudien“

Wir haben gesehen, dass innerhalb der Begriffsfelder „Micoquien“ und „Quina“ mehrere ineinander verschachtelte Definitions-Modi den Blick auf die historische Realität erschweren. Im „Jabroudien“ Syriens und Palästinas ist die Situation – im kleinen – sehr ähnlich. Ausgangspunkt des Jabrudien-Begriffsfeldes waren Non-Levallois-Inventare (mit Grundformenproduktion nach dem Quina-Konzept) mit wenigen oder vielen bifaziell formüberarbeiteten Werkzeugen, die aus der Zeit zwischen 300.000 und 180.000 B.P. stammen.

Waren solche Inventare vorübergehend als „Micoquien“ klassifiziert worden, so hat es sich heute eingebürgert, von „Jabrudien“ zu sprechen, wenn wenige bifaziell formüberarbeitete Werkzeuge in einem Inventar vorhanden sind, von „Acheuleo-Jabrudien“, wenn viele formüberarbeitete Werkzeuge darin sind – und von „Amudien“, wenn Klingen eine größere Rolle spielen. Die Inventare aller drei Ordnungsbegriffe sind gleichzeitig und gehen formenkundlich und technologisch mehr oder weniger ineinander über. So liegt genau das gleiche Problem vor, mit dem auch die Archäologen konfrontiert sind, die sich mit dem Micoquien befassen. „Micoquien“ und „Moustérien“ sind (in einer bestimmten Zeit und in einem bestimmten Raum) Ausprägungen eines einzigen kulturellen Konzept-Reservoirs, für das es zunächst keinen Begriff gab. Mein Vorschlag lautete, dies nun als „M.M.O.“ oder „Micoquien im Sinne von M.M.O.“ zu bezeichnen. „Yabroudien“, „Acheuleo-Yabroudien“ und „Amudien“ sind ebenfalls Ausprägungen eines einzigen Konzeptreservoirs (in einem bestimmten Raum und in einer bestimmten Zeit, weit vor dem Micoquien/M.M.O.), für das ebenfalls ein Begriff fehlte. Kirkbride hat hierfür den Begriff „Mugharan“ vorgeschlagen.

Damit ist die eingangs gestellte Frage nach dem Zusammenhang zwischen „Micoquien“ und „Jabrudien“ beantwortet. Gewisse technische und formenkundliche Konvergenzen täuschten zeitweise einen kulturgeschichtlichen Zusammenhang zwischen „Jabrudien“ und „Micoquien“ vor. Beide Begriffe verdankten ihre Entstehung zunächst demselben wissenschaftlichen Irrtums-Typus: Sie wurden als Kulturbegriffe verstanden, waren aber nur Fazies (Ausschnitte des Konzeptreservoirs) einer jeweils umfassenderen kulturellen Einheit – hier des „Micoquien/M.M.O.“ – dort des „Mugharan“. Als historische Phänomene, die zeitlich und räumlich weit auseinanderliegen, haben „Micoquien/M.M.O.“ und „Mugharan“ nichts miteinander zu tun.

Zitierte Literatur

- BOSINSKI, G., 1968: Zum Verhältnis zwischen Jungacheuléen und Micoquien in Mitteleuropa. In: *La Préhistoire. Problèmes et Tendances* (Gedenkschrift für R.Vaufrey). 77–86. Paris.
- BOURGIGNON, L., 1998: Le Débitage Quina de la Couche 5 de Sclayn: Éléments d'interprétation. In: OTTE, M., ATHOU-MATHIS, M., BONJEAN, D. (eds.), 1998: *Recherches aux grottes de Sclayn*, vol. 2, *L'Archéologie*, ERAUL 79, Liège, 249–276.
- , 1997: *Le Moustérien de Type Quina: Nouvelle définition d'une entité technique*. Thèse du Doctorat, Université Paris X/Nanterre.
- FREUND, G., 2001: Moustérien und/oder Micoquien? In: GEHLEN, B., HEINEN, M., TILLMANN, A. (Hrsg.), 2001: *Zeit-Räume*. Gedenkschrift für Wolfgang Taute. *Archäologische Berichte* 14, 67–75. Bonn.
- RICHTER, J., 1997: Sesselfsgrotte III. Der G-Schichten-Komplex der Sesselfsgrotte. Zum Verständnis des Micoquien. *Quartär-Bibliothek* 7. Saarbrücken.
- , 2002: Die ¹⁴C-Daten aus der Sesselfsgrotte und die Zeitstellung des Micoquien/M.M.O. *Germania* 80, 1–22.
- RONEN, A., WEINSTEIN-EVRON, M. (eds.), 2000: *Toward Modern Humans. The Jabrudian and Micoquian*. 400–50 k-years ago. *Proceedings of a Congress held at the University of Haifa*, November 3–9, 1996. *BAR International Series* 850.
- WEISSMÜLLER, W., 1995: Sesselfsgrotte II. Die Silexartefakte der Unteren Schichten der Sesselfsgrotte. Ein Beitrag zum Problem des Moustérien. *Quartär-Bibliothek* 6. Saarbrücken.